

Zeitschriftenschau.

A. Philosophische Zeitschriften.

1] **Zeitschrift für Psychologie.** Herausgegeben von F. Schumann. Leipzig 1916.

75. Bd. 1. u. 2. Heft: C. Stumpf, **Apologie der Gefühlsempfindungen.** S. 1. Verteidigung der sinnlichen Gefühle neben Farben, Geschmächen, gegen Brentano, Titchener, Külpe, Ziehen; der Unterschied zwischen deren Theorie und der von Stumpf ist nicht so gross, wie diese annehmen. — C. Stumpf, **Verlust der Gefühlsempfindungen im Tongebiet (musikalische Anhedonie).** S. 39. Bei einem Patienten ist das Gehör, selbst das musikalische normal, er hat aber alle sinnliche Lust an musikalischen Klängen verloren. Danach muss bei einem Klangeindruck man zwischen dem Inhalt und dem gefühlsmässigen Bestandteil unterscheiden; zu ersterem gehören Klangfarbe, musikalische Intervalle, Dur oder Moll, Konsonanz—Dissonanz. Daneben zeigt sich aber beim Hörer noch Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit. Dieser Gefühlston kann von den inhaltlichen Eigenschaften des Klanges abgespalten werden oder ganz schwinden. Diese Ausfallserscheinung ist geeignet die Auffassung der sinnlichen Tongefühle als zentraler Mitempfindungen zu stützen. — G. Heymanns, **In Sachen des psychischen Monismus.** S. 54. Dritter Artikel. „Der Wahrnehmungsinhalt ist die mehr oder weniger vermittelte Wirkung durchaus unbekannter Faktoren, welche wir nach dem Vorgang Binets als das X des Gegenstandes, das X der äusseren leitenden Medien, das X der Sinnesorgane und das X des Nervensystems bezeichnen wollen. Es bewirkt also das erste X eine Veränderung im zweiten, diese eine Veränderung im dritten usw., bis endlich das letzte X die im Bewusstsein auftretende Wahrnehmung hervorbringt nach folgendem Schema: X des Gegenstandes → X der äusseren Medien → X des Sinnesorgans → X des Nervensystems → der Wahrnehmung. Und es fragt sich, in welchem Sinne wir noch behaupten können, dass nicht das letzte, vorletzte oder drittletzte, sondern etwa das viertletzte X von uns wahrgenommen werde.“ — Literaturbericht.

3. u. 4. Heft: J. Pickler, **Ueber verdoppelnde und vereinfachende Kinematographie und die kinematographische Natur des**

binokularen Sehens. S. 145. Die Stroboskopie oder Kinematographie wurde bisher dadurch hervorgerufen, dass man einen Reiz durch einen ortsverschiedenen ablöste: ablösende Kinematographie. Ihr stellt Vf. die verdoppelnde und vereinfachende entgegen. „Habe ich ein Doppelbild, und ich schliesse oder verdecke das eine Auge, so verschwindet das demselben entsprechende Halbbild nicht von dem Orte, wo es in diesem Zeitpunkte ist, sondern es macht zuerst eine Bewegung zum anderen Halbbild, und es verschwindet, indem es in dasselbe eingeht. Und öffnen wir dieses Auge wieder, bzw. decken wir es wieder auf, so erscheint das demselben entsprechende Halbbild nicht sogleich an dem Orte, wo es vorher war, sondern es sondert sich aus dem andern Halbbilde aus und bewegt sich von da an seinen Ort. Diese Scheinbewegungen entstehen einmal, wenn wir einer Reizung des einen Auges eine Reizung des anderen auf einer disparaten Netzhautstelle hinzugesellen, und das andere Mal, wenn wir von zwei simultanen an disparaten Netzhautstellen stattfindenden Reizungen die eine ausschalten; im ersteren Falle verdoppelt sich das der ersten Reizung entsprechende Doppelbild mittels einer Scheinbewegung, im zweiten vereinfacht sich das den beiden Reizungen entsprechende Doppelbild mittels einer Scheinbewegung. Diese neue Kinematographie entsteht nur beim Einsetzen und Aussetzen der beiden Augen. Das widerspricht der Linkeschen und der Wertheimerschen Stroboskopie. Für zwei korrespondierende Netzhautpunkte gibt es nicht zwei, sondern von vornherein nur einen Empfindungsvorgang, gleichviel, ob ein oder beide Netzhautpunkte gereizt werden. Dies ist nur dann möglich, wenn die Empfindungen nicht einfachste, nächste, unbedingte Wirkungen, Eindrücke der Reize sind, sondern Wirkungen einer spontanen, durch die Zwecke des Organismus bestimmten Tätigkeit, deren Wirkungen nur darum den Reizen entsprechen, weil der Organismus sie ihnen anpasst.“ — **H. Henning, Der Geruch III. S. 177.** 18. 19. Bedingungen des Wiedererkennens. Zu der Bekanntheits- und Unbekanntheitsqualität muss die Fremdheitsqualität hinzugefügt werden. „Fremd nenne ich einen Geruch, dem ich in meinem Leben noch nie begegnet, und der mir gänzlich fremd und neu vorkommt. Ganz im Unterschiede zu der Unbekanntheit wirken bei der Fremdheitsqualität sehr wohl Residuen mit, allein sie geraten mit dem vorliegenden Erlebnis in Widerstreit, und es kann eine gewisse Erwartungstäuschung eintreten.“ „Für die Geruchswahrnehmungen im allgemeinen, namentlich für die Bekanntschaftsqualität und das Wiedererkennen kommen die Residuen ebenso in Betracht, wie auf anderen Sinnesgebieten.“ 20. Ermüdung. „Verschiedenartige Erscheinungen werden heute noch unter die gemeinsame Bezeichnung der Ermüdung zusammengefasst. Einmal bietet der Organismus Ermüdungsgifte, die sich im Blutlauf fortbewegen und arbeitsleistende Organe erschaffen. Ein anderes Mal zeigt sich eine Herabsetzung der Erregbarkeit eines Sinnesorgans, die mit solchen Ermüdungsstoffen

nichts gemein hat. Hierbei sollten wir peinlichst auseinanderhalten, wie weit das zentrale Nervensystem betroffen, wie weit der periphere, sensorische Nerv, der Endapparat, und schliesslich, ob nur die sinnliche Aufmerksamkeit abstumpfe.“ Bei der Parosmie, wo statt der erwarteten Qualität eine andere auftrat, „handelt es sich 1. wesentlich um faulige und brenzliche Stoffe. 2. um eine objektiv nicht bedingte Stickschwärze sowie Ekel. 3. um einen unangenehmen Gefühlston. 21. Geruchsnachwirkung und Geruchsvergiftung. Es muss unterschieden werden zwischen starkem erinnerten Geruch und Nachwirkung der in der Schleimhaut zurückgebliebenen Riechmoleküle. Jeder allzustarke Geruch kann das Bewusstsein lähmen; doch ist es schwer, Vergiftung zu unterscheiden von toxischer Lähmung, Idiosynkrasie und einzelnen Erscheinungen des Heufiebers. — Literaturbericht.

5. und 6. Heft: Goldscheider, Ueber die physiologische Psychologie des Willensvorgangs. S. 273. Nach Ziehen ist das Gefühl einer inneren Willensstätigkeit eine Selbsttäuschung. Unser Handeln ist gänzlich durch den Fluss der Assoziation bestimmt. Dieser vollzieht sich nach der Intensität der Empfindung und der Vorstellung und ihrer Schärfe, nach dem begleitenden Gefühlstone, nach der „Konstellation d. h. nach latenten Vorstellungen, die sich gegenseitig hemmen und fördern und einen gleichen Einfluss auf die Assoziationen ausüben. Die Aufmerksamkeit entscheidet alles. Ob diese auf eine Empfindung sich richtet, hängt von ihrer Intensität, ihrer Uebereinstimmung mit einer latenten Erinnerung, der Stärke des Gefühlstones und der zufälligen Konstellation ab. — Aber wir sind imstande, „durch selbsttätige Aufmerksamkeitsspannung bestimmte Assoziationen herauszuheben oder zu hemmen und dem Assoziationsverlauf eine gewollte Richtung zu geben. Wir können Erinnerungsbilder verstärken und unterdrücken, Handlungen wahlmässig ausführen oder hemmen.“ Nach Wundt wird der Fluss der Assoziationen durch die Apperzeption beeinflusst. Die Erhebung eines psychischen Inhaltes in den „inneren Blickpunkt“ ist die elementare Form eines Willensvorgangs; dieser ist eine Art Affekt, von anderen dadurch unterschieden, dass er durch seinen Verlauf seine eigene Lösung herbeiführt. Aber „der Willensvorgang hat mit Gefühl nichts zu tun und kann auch des Gefühls als auslesenden Faktors entraten; freilich spielt dasselbe in Wirklichkeit eine sehr bedeutende Rolle . . . Die Frage, ob das Wollen mehr durch Intelligenz (Meumann) oder mehr durch Gefühl bestimmt wird, ist dahin zu beantworten, dass beides vorkommt, dass jedoch der Einfluss des Gefühls bedeutender ist, als der des Intellekts.“ „Der Willensvorgang bedarf weder unbedingt eines motivierenden Gefühls nach einer vorübergehenden mit Begehrung verbundenen Vorstellung. Er kann sogar im Gegensatz zu Begehrungsgefühl und Interesse sowie gegen hemmende Gefühle (z. B. Ermüdungsgefühl) ausgeführt werden. Er vermag Empfindungen, Gefühle, Affekte und

ihre Ausdrucksbewegungen, Vorstellungen, sich spontan aufdrängende Bewegungen (reflektorische, triebartige usw.) zu hemmen. Der dagegen zu erhebende Einwand, dass die Gefühle usw. durch andere spontan aufgetretene (assoziativ, Konstellation) verdrängt seien, erledigt sich dadurch, dass dies eben häufig nicht zutrifft. Der Begriff des Willens ist aus dem Ergebnis abgeleitet, welches besagt, dass einem Bewusstseinszustand des Begehrens ein Bewusstseinszustand der Erfüllung folgt und dass die Ursache diesss Erfolges im Bewusstsein selbst gelegen sein muss, es muss daher eine Bewusstseinstätigkeit geben, welche diese beiden Zustände als Wirkung und Ursache mit einander verbindet. Dieses Erlebnis ist keine Selbsttäuschung“, — C. Stumpf, **Binoculare Tonmischung, Mehrheitschwelle und Mitteltonbildung**. S. 330. Révész und v. Liebermann behaupten eine der Farbenmischung analoge Tonmischung. Sie unterscheiden zwischen Höhe und Qualität der Töne; was sich mit den Schwingungszahlen ändert, ist die Höhe, was mit Verdoppelung der Schwingungen wiederkehrt, ist die Qualität des Tones; c^1 , c^2 , c^3 haben dieselbe Qualität C . Zwei Qualitäten wie c und g würden sich nun einer mittleren e mischen, wenn sie uns gleichzeitig in derselben Höhe gegeben wären. Ein solcher Fall soll bei Liebermann pathologisch vorliegen; seine Ohren sind ungleich verstimmt; derselbe Ton erscheint ihm in gleicher Höhe, aber nicht in gleicher Qualität. — Selbst bei normalen Menschen zeigt sich bei leichter Verstimmung etwas ähnliches. Aber selbst die Farbenmischung ist nicht sicher, ein Wettstreit der Farben wird meist beobachtet. Die Tonmischung findet nur bei wenig verschiedenen (Halbton) Tönen statt. Die kritische Darlegung wird durch positive Gründe bestätigt: „Es liegt nicht der geringste Grund vor, die von Helmholtz behauptete Eigentümlichkeit des Tonsinns als eines analysierenden Sinnes gegenüber dem Farbensinn in Frage zu stellen. Dass bei geringen Schwingungszahlen der Klang unanalysierbar wird und dass dann im allgemeinen ein mittlerer Ton herauskommt, hat schon Helmholtz gewusst. Wenn man dies eine Tonmischung nennen will, ist gegen das Wort nicht zu streiten. Aber man darf sich nicht der Illusion hingeben, als könnte es mit dieser Umtaufung gelingen, Gehörs- und Gesichtsempfindungen in Hinsicht eines prinzipiellen und weittragenden Gegensatzes unter einen Hut zu bringen. Wenn der Patient in einem Falle, wo es sich um Quinten handelt, einen Mischton gehört hätte, oder wenn gar zwei Töne wie ges^2 und a^3 sich gegenseitig aufgehoben und nur ein Geräusch hinterlassen hätten, so wie zwei Gegenfarben sich zu Weiss mischen (die Tonqualitäten sollen ja einen Kreis bilden, worin also die an den Enden eines Durchmessers liegenden Töne Gegentöne werden), dann hätten wir Analogie, aber davon ist nichts bekannt. Gleichheit der Tonhöhen soll Bedingung der Mischung sein, wie die den Farben gleiche Lokalisation. Aber als Analogon für die räumlichen Eigenschaften der Farbenmischung sind vielmehr die räumlichen Verhältnisse der Ton-

empfindungen anzusehen, die immer mehr anerkannt werden“. — Literaturbericht.

2] **Archiv für die gesamte Psychologie.** Herausgegeben von E. Meumann und W. Wirth. Leipzig 1915.

35. Bd., 1. Heft: W. Baader, Ueber psychologische Darstellungsexperimente. S. 1. 1. Darstellung, Herstellung, Enthüllung. 2. Beschreibung. 3. Kausalexperimente. 4. Kombinierte Experimente. 5. Reine Darstellungsexperimente. Es ist z. B. ein reines Darstellungsexperiment, wenn jemand mit Hilfe von Resonatoren auf bestimmte Obertöne eines Klanges aufmerksam gemacht wird. — **F. Boden, Ethische Studien.** S. 24. IV. Die geschichtliche Bedingtheit des Moralischen. V. Empiristischer Optimismus. VI. Liebe und Hass. — **O. Sterzinger, Rhythmische Ausgeprägtheit und Gefälligkeit musikalischer Sukzessivintervalle.** S. 75. 1. Werden Sukzessivintervalle in Klängen von gleicher zeitlicher Länge und gleicher Stärke und, so weit es sich um drei Klänge handelt, auch mit gleichen Zwischenzeiten Versuchspersonen vorgegeben, so trägt der höhere Ton den Akzent. 2. Die zwischen die einzelnen Klänge gelegte Zwischenzeit ist von Einfluss auf den vernommenen Rhythmus. Als neutrale Zeit erweist sich die von 0,55 s. Eine kürzere wirkt „jambisierend“, eine höhere „trochisierend“ bis „spondäisierend“. 3. Bei drei Klängen kann der rhythmische Eindruck durch sukzessives Entfernen eines Endklanges von seinem Nachbar zerstört werden. Vor dem Eintritt dieser Erscheinung liegt eine Zone der Zweifelhafteit. Ihr Mittelpunkt ist der Indifferenzpunkt. Durch seine Lage kann die rhythmische Ausgeprägtheit eines Intervalls gemessen werden. Sie ist für die einzelnen Intervalle von bestimmter Grösse. 4. Bei drei Klängen verlangt der akzenttragende Endton zwischen sich und seinem Nachbar eine relativ grössere Zwischenzeit, um natürlich zu wirken: die natürliche Pause. 5. Die rhythmische Ausgeprägtheit der einzelnen Intervalle gegeneinander ist dieselbe, je nachdem es sich um zwei oder drei Klänge handelt. 6. Die einzelnen Intervalle haben auch einen ausgeprägten Gefälligkeitsgrad. Trägt man die Ordnungszahlen der einzelnen Intervalle in regelmässigen Abständen auf den Abszissen auf, die Werte für die rhythmische Ausgeprägtheit und die Gefälligkeit als Ordinaten, so zeigen die dadurch entstehenden Kurven verwandten Verlauf. Die Gesamtkoordination ist = 0,71. 8. Die Gefälligkeitskurve für die Simultanintervalle und für die Sukzessivintervalle zeigen gleichfalls ähnlichen Verlauf. Nur ist im ersten Falle der Gipfel bei der grossen Terz, im zweiten bei der Quart. — **E. Becher, Ueber physiologische und psychistische Gedächtnishypothesen.** S. 125. Vf. entscheidet sich für die psychistische Hypothese; sie stimmt auch am besten zu der befriedigendsten Erklärung des Verhältnisses von Leib und Seele, zur Doppeleffekt- und Doppelursachen-Hypothese von Stumpf. „Ein be-

stimmter Nervenprozess in bestimmter Gegend der Gehirnrinde ist die regelmässige Vorbedingung für das Zustandekommen einer bestimmten Empfindung, diese geht als notwendige Folge neben den physischen Wirkungen aus ihm hervor. Aber dieser Teil der Folgen absorbiert keine physische Energie. Desgleichen kommt ein bestimmter Prozess in den motorischen Zentren der Rinde zustande, nicht durch bloss physiologische Bedingungen, sondern stets nur unter Mitwirkung eines bestimmten psychischen Zustandes, ohne dass doch das Quantum physischer Energie durch diesen beeinflusst wird“. — **Krass, Ueber neue Tasttäuschungen. S. 153.** Fasst man einen runden Bleistift mit Daumen und Zeigefinger, möglichst nach der Spitze der Fingerbeeren zu, und rollt ihn dann unter mässigem Druck hin und her, so hat man bald den Eindruck, dass der Stift an der gefassten Stelle verdünnt sei. Bei diesen Stellungen dringen die gefassten Stellen vom Bleistift in die Fingerbeeren etwas ein. Der entsprechende Eindruck wird nun von uns lokalisiert, als wenn die Fingerbeeren in den Gegenstand eindringen, daher der Eindruck der Verdünnung. Aehnlich bei mehreren anderen Tasttäuschungen. — **O. Külle, Zur Richtigstellung. S. 154.** Gegen Störing betreffend ein Urteil über Meumanns Aesthetik. In der „Erklärung“ von Störing wird ein Missverständnis gehoben.

2.—4. Heft: O. Kutzner, Kritische und experimentelle Beiträge zur Psychologie des Lesens mit besonderer Berücksichtigung des Problems der Gestaltqualität. S. 157. Bisher ist über das Lesen meistens tachistoskopisch experimentiert worden; das ist ein optisches Experiment. Aber Lesen ist nicht bloss Sehen, sondern auch Reproduzieren und Assimilieren. Man glaubte so einen reinen Fall zu gewinnen, im Grunde ist es ein anderer, denn das gewöhnliche Lesen ist sehr verschieden vom tachistoskopischen. Was für die sukzessive Auffassung daraus erschlossen wird, ist nicht beweisend. Wir lernen erst lesen, nachdem wir sprechen können, darum ist die Bedeutungsvorstellung inniger mit dem Klangbild verknüpft als mit dem Schriftbild; das gesprochene Wort ist als Ganzes auch dem Kinde geläufiger als dessen Bestandteile. Die so zweckwidrige Buchstabiermethode konnte sich nur so lange halten, als bei ihr das Klangbild benutzt wurde. Am Tachistoskop wird aber die Versuchsperson, wenn sie aller Hülfe entbehrt, buchstabierend lesen. Experimente beweisen, dass das richtige Lesen sehr von der Gesamtkonstellation des Bewusstseins abhängt, und „dass ein Wort eine bestimmte Individualität besitzt, an der es wiedererkannt werden kann, und dass dazu irgendwelche identifizierte Einzelheiten nicht erforderlich sind“. Bisher hat man untersucht, und zwar meist am Tachistoskop, ob die Worte mit besonders starker Gestaltqualität leichter zu lesen sind. Dabei müssen viele Bedingungen verändert werden, sodass schwer zu sagen ist, auf wessen Konto die veränderten Wirkungen zu setzen sind. Sicherer wäre eine zweite

Methode, wo die Gestaltqualität ausgeschaltet wird, und die Wirkungen beobachtet werden. Nach dieser Richtung will Vf. weiter arbeiten. — **Sara Grundland, Reaktionsversuche am Feder-Ergographen. S. 252.**

1. „Es besteht zwischen den drei Grössen: Höhen (maximale Leistung), Bewegungsdauer und Reaktionszeit keine eindeutige Beziehung. Dennoch lässt sich innerhalb der Reaktionsform zwischen zwei dieser Grössen eine solche nachweisen, denn es fallen meist kürzere Bewegungsdauer mit kürzerer Reaktionszeit und (seltener) grösste Höhe mit kürzester Reaktionszeit und kürzester Bewegungsdauer zusammen. 2. Das Verhalten der Versuchsperson ist insofern von Einfluss auf die Bewegung, als die passivsten Reaktionsarten meist längste Bewegungsdauer bei kleinster Höhe und längster Reaktionszeit aufweisen; dagegen wird bei Reaktionsarten mit grösster Bereitschaft meist der grössere Weg in kürzerer Zeit zurückgelegt. Am wenigsten erscheint die Höhe an die Reaktionszeit gebunden, denn sogar bei den motorischen Reaktionsarten, mit starkem Impuls nach ‚Jetzt‘, haben wir ähnliche Höhen und Bewegungsdauer wie bei den motorischen. 3. Unter den motorischen Reaktionsarten erreicht die für die betreffende Versuchsperson ausgeprägteste Reaktionsart meist grösste Höhe bei kürzester Bewegungsdauer. 4. Die sensorischen Reaktionsarten II und IV weisen eine kleinere Höhe und grössere Bewegungsdauer auf als die motorischen. 5. Die Frage, ob die Bewegung bei der extrem sensorischen Reaktionsform, bei welcher ein Willensentschluss erst nach ‚Jetzt‘ gegeben wird, einen ähnlichen Verlauf hat, wie die Bewegung bei den motorischen Reaktionsformen, muss inbezug auf die Höhen und Bewegungsdauer verneint werden.“ — **E. Achenbach, Experimentalstudie über Abstraktion und Begriffsbildung. S. 407.**

Kritik der Abstraktionslehre von Berkeley und der weiteren von Grünbaum, welcher mit Külpe definiert: „Man versteht im allgemeinen unter der Abstraktion den Prozess, durch den es gelingt, einzelne Teilinhalte des Bewusstseins hervorzuheben und andere zurücktreten zu lassen“. Dagegen lautet die Aufgabe des Vfs.: „Die Abstraktion des Gemeinsamen, sofern dieses Gemeinsame als unselbständiges Merkmal mehrerer Objekte auftritt“. Es sind dazu eigentlich zwei verschiedene Abstraktionsprozesse zu erklären: erstens wir heben aus einem anschaulichen Einzelobjekt ein Merkmal zu besonderer Beobachtung heraus (I), zweitens vollziehen wir die Abstraktion des Gemeinsamen (II). „Es lässt sich vermuten, dass die Auffassung in I unter dem Einflusse der Summe von Möglichkeiten steht, die durch Variation der Nebenmerkmale implicite in II eingeschlossen liegt, und dass eine solche Auffassung von I stattfinden muss, die dieser Summe von Möglichkeiten Rechnung trägt, d. h. eine Auffassung allgemeineren Charakters, begrifflicher Art sozusagen“.

3] Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.

Herausgeg. von H. Schwarz. Leipzig 1916.

161. Bd., 1. Heft: J. Volkelt, Die Selbstgewissheit des Bewusstseins. S. 1. Ein Beitrag zur vorlogischen Erkenntnistheorie. Das Wissen von meinen Bewusstseinsereignissen als erste Gewissheitsweise. Der neutrale Charakter der Anfangsaussagen der Erkenntnistheorie. Der vorlogische Charakter der Selbstgewissheit des Bewusstseins. „Die Selbstgewissheit des Bewusstseins ermöglicht nicht etwa nur der Erkenntnistheorie ihren voraussetzungslosen Anfang, sondern ist auch für alle Wissenschaft von unentbehrlich grundlegender, geradezu unermesslicher Bedeutung“. Die allgemeine Bedingung für das Eintreten der Selbstgewissheit des Bewusstseins ist die Aufmerksamkeit. — G. Keller, Die Geschichtsphilosophie M. Deutingers. S. 21. Als System ist die Geschichtsphilosophie Deutingers unhaltbar. Das Grundproblem seiner philosophischen Bemühungen ist in dem Bestreben zu erblicken, den bestehenden Gegensatz zwischen Glauben und Wissen zu überbrücken. Bei der Aufstellung historischer Gesetze wird gar zu leicht übersehen, dass die Gesetzmässigkeit nicht so sehr bei den Dingen haftet, als vielmehr an unserer Vernunft und der Umformung durch unsere Erkenntnis. — E. Becher, Zur Kritik des parallelistisch-spiritualistischen Monismus. S. 42. Der Parallelismus zeigt viele Verzweigungen, von denen der parallel.-spirit. viele Vertreter hat: Wundt, Paulsen, Höfding, Ebbinghaus, Heymans, Eisler u. a. Vf. wendet sich speziell gegen den psychischen Monismus von Heymans. „Das individuelle Bewusstsein ist nicht das Ding an sich des Gehirns“. „Die Seele einschliesslich ihrer unbewussten Bestandteile ist nicht das Ding an sich des Gehirns“. „Das Bewusstsein ist nicht das An-sich von Hirnvorgängen“. — Nik. Losskij, Die Unsterblichkeit der Seele als erkenntnistheoretisches Problem. S. 68. Uebersetzt von J. Strauch. Vf. will nur die Möglichkeit der Unsterblichkeit dartun. „Alle Ereignisse des Seelenlebens erleben wir als etwas, das ein und demselben Ich angehört. Die Lösung des Problems der Ewigkeit oder Vergänglichkeit des menschlichen Geistes muss durch eine Vervollkommnung der Beobachtung des Ich erzielt werden. Nehmen wir in der Tat an, irgend ein Mensch beobachtet sein Ich als etwas, das zweifellos ausserhalb des Flusses der Ereignisse liegt, als ein Sein, das absolut unvergleichbar mit den Ereignissen ist, in Bezug auf das die Frage: wie lange wird es dauern, ebenso absurd ist, wie die Frage, welche Farbe die Gerechtigkeit habe, ob dieselbe grün oder blau sei. Einem Menschen, der in dieser Weise sein Ich beobachtet, steht die Ewigkeit des Ich ausser Zweifel, und zwar nicht als etwas Erschlossenes oder Gemutmasstes, sondern als beobachtbare Tatsache“. —

P. Petersen, IV. Bericht über psychologische Literatur des Jahres 1915. S. 83. A. E. Meumann als Philosoph. B. Einzelbesprechungen.

2. Heft: J. Volkelt, Die Selbstgewissheit des Bewusstseins. S. 137. Die Erinnerungsgewissheit. „So unmittelbar ich mir gewiss bin, etwas Süßes zu schmecken, bin ich mir auch gewiss, soeben etwas Süßes geschmeckt zu haben. Dies gilt auch für die folgenden Momente, jedenfalls in einer gewissen Breite. Vergangenheitsbewusstsein gibt es, wenn es stetig fort dauert; eine Pause des Nichtseins löscht es nicht aus. Aber mit derselben Gewissheit erinnere ich mich auch weit zurückliegender Ereignisse, z. B. dass ich das Gymnasium in Teschen besucht habe. Es gibt auch eine unmittelbare Beziehungsgewissheit. Wenn ich rot und weiss nebeneinander sehe, bin ich mir auch ihrer Verschiedenheit gewiss. Unmittelbar bin ich mir der Höhe, Stärke eines Tones gewiss. Die Erkenntnistheorie kann der Gefahr einer logisierenden Fälschung des Erkennens nur dann entgehen, wenn sie die unmittelbare vorlogische Beziehungsgewissheit in ihrer weitreichenden Bedeutung für das Erkennen würdigt“. — **R. Herberts, Wert- und Geltend-Wirklichkeit. S. 160.** Zusätze zu H. Rickerts: „Der Gegenstand der Erkenntnis“. Dieses monumentale Werk ist das Lebenswerk Rickerts. Im Gegensatz zu der üblichen Rede von der Windelband-Rickertsschule „sehe ich gerade in dem Unterschied Rickerts gegen Windelband den bedeutsamsten ideengeschichtlichen Fortschritt seiner ‚Transzendentalphilosophie‘. Es wird in der Tat eine grundsätzliche Rechtfertigung der Philosophie als ‚allgemeiner Wertwissenschaft‘ erst möglich, wenn man die Windelbandsche Antinomie des theoretischen und praktischen Bewusstseins fallen lässt“. Vf. legt dar, wie Rickert seine These: das Sollen Gegenstand des Erkennens begründet und gibt eine Kritik dieser Begründung. Seine Philosophie ist keine ‚Philosophie des Unwirklichen‘; Sollen und Wert sind „ehrliche Wirklichkeiten“. Nur sie kann den Ansturm des Realismus gegen den Idealismus abschlagen — **M. Heidegger, Der Zeitbegriff in der Geschichtswissenschaft. S. 173.** Der Zeitbegriff der Geschichte ist ein ganz anderer als der der Physik. „Das Qualitative des historischen Zeitbegriffes bedeutet nichts anderes als die Verdichtung — Kristallisation — einer in der Geschichte gegebenen Lebensobjektivierung“. — **E. A. Oppermann, Das Zuständliche im Willen, unter Berücksichtigung von Achs „Willensakt und Temperament“. S. 189.** Das Zuständliche im Willen ist Lust und Unlust, welche in Verbindung mit der „vorgestellten Veränderung“ das Wollen erzeugen. „Der praktische Gegensatz zwischen Lust und Unlust ist die Geburtsstunde des Willens“. Dies hat Rehmke in grossen Zügen dargelegt. Dagegen kann A. Messer in seiner und fremder Selbstbeobachtung diesen Gegensatz nicht für notwendiges Element des Willens finden, er schliesst Gefühle überhaupt als Wesensmomente des Wollens aus. Aber seine Beispiele und seine

Versuche sind nicht beweisend, letztere gehen gar nicht auf den Willensakt, sondern auf seine Wirkung; die Motivation ist gar nicht untersucht worden. „Das Willenwerden des Bewusstseins liegt nicht innerhalb der Versuchszeit, sondern schon vor derselben“. — H. Reichenbach, *Der Begriff der Wahrscheinlichkeit für die mathematische Darstellung der Wirklichkeit*. S. 209. Nach Stumpf hat die mathematische Wahrscheinlichkeit nur logische Bedeutung, sie ist der Ausdruck eines disjunktiven Urteils: von n Gliedern ist nur eines möglich. So auch F. A. Lange, Apelt, Fink, Grelling; darnach hat diese Rechnung nur subjektive Bedeutung; aber sie hat nicht die Aufgabe zu bestimmen, welches unsere Erwartung ist, sondern welches sie vernünftigt sein soll. Auf die Wirklichkeit wäre sie nicht anwendbar. Dagegen hat J. v. Kries durch seine Lehre von den Spielräumen ihr objektive Geltung gesichert: „Das Mass der Wahrscheinlichkeit ergibt sich als das Verhältnis aus der Anzahl der für den Erfolg günstigen Teilspielräume und ihrer Gesamtzahl“. Aber auch seine Theorie ist mangelhaft. „Wenn das Prinzip der Spielräume für unsere subjektive Erwartung Bedeutung haben soll, so muss es sich als ein objektives Gesetz der Natur rechtfertigen lassen“, was Vf. nachholen will. „Es müssen zwei Arten von Bedingungen erfüllt sein, wenn die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Wirklichkeit anwendbar sein soll“. „Erstens muss aufgezeigt werden, welche bestimmte Gesetzmässigkeit eines Naturvorganges zugrunde liegen muss, wenn die Resultate der Wahrscheinlichkeitsrechnung richtig sein sollen. Zweitens müssen die anderen Bedingungen festgestellt werden, unter denen diese Gesetzmässigkeit überhaupt erst wahrnehmbar wird, indem sie eine physikalische Wirkung hervorbringt“. — W. Schmied-Kowarzik, *Sammelbericht über das ästhetische Schrifttum der Jahre 1913 und 1914*. — Rezensionen.